

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Peter Prange
Die Principessa

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ERSTES BUCH

DAS SÜSSE GIFT
DES SCHÖNEN
1623–1633

I

Die Mittagshitze lastete wie Blei auf der Stadt Rom. Sie brütete in den menschenleeren Gassen, kroch in die Fugen der Mauern und brachte die jahrtausendealten Steine zum Glühen. Kein Lüftchen regte sich am wolkenlosen Himmel, von dem die Sonne niederbrannte, als wolle sie die Welt in eine Wüste verwandeln. Selbst die mächtige Kuppel des Petersdoms, unter der doch die ganze römische Christenheit Zuflucht fand, schien unter der drückenden Hitze einzusinken.

Man schrieb den 6. August des Jahres 1623. Seit drei Wochen war in der Sixtinischen Kapelle das Konklave versammelt, um einen neuen Papst zu wählen. Es hieß, die meisten der greisen Kardinäle seien an Malaria erkrankt, einige kämpften sogar mit dem Tod, sodass bei dieser Wahl wohl nicht der frömmste, sondern eher der robusteste Kandidat als Nachfolger Petri berufen würde.

Der Tag der Entscheidung aber schien fern – so fern, dass sich auf dem großen Platz vor dem Dom, auf dem sich sonst zur Zeit des Konklaves die Gläubigen erwartungsvoll drängten, nur ein barfüßiger Junge verlor, der mit seiner Schildkröte in der Mittagssonne spielte. An einer Leine führte er das Kriechtier über die verlassene Piazza, als er plötzlich stutzte. Er beschirmte mit seiner Hand die Augen, schaute zum Himmel, und während sein Mund immer größer und größer wurde, starrte er auf die dünne, weiße Rauchsäule, die kerzengerade aus dem Schornstein der Sixtinischen Kapelle aufstieg.

»*Habemus Papam!*«, rief er mit seiner hellen Kinderstimme in die brütende Stille. »Es lebe der Papst!« Eine Hausfrau, die irgendwo am Fenster eine Decke ausschüttelte, hörte den Ruf, blickte zum Himmel und fiel in den Ruf ein, der sich gleich darauf wie ein Echo fortsetzte, erst in der Nachbarschaft, dann in den angrenzenden Gassen, schließlich im ganzen Viertel, sodass er bald aus unzähligen Mündern erscholl: »*Habemus Papam!* Es lebe der Papst!«

Wenige Stunden später quollen die Straßen und Plätze Roms über vor Menschen. Pilger rutschten auf Knien durch die Stadt und priesen mit lauten Gebeten den Herrn, während auf den Märkten Wahrsager, Kartenleger und Astrologen die Zukunft prophezeiten. Wie aus dem Nichts tauchten Maler und Zeichner auf, mit fertigen Bildern des soeben gewählten Papstes. Ihre Rufe wurden übertönt von den Anpreisungen fliegender Händler; für wenige Kupfermünzen boten sie Kleider und Devotionalien an, die Seine Heiligkeit angeblich noch am Vortag in Gebrauch gehabt hatte.

Durch das Gewühl eilte ein junger Mann mit prachtvollen schwarzen Locken und feinem Oberlippenbart: Gian Lorenzo Bernini, trotz seiner Jugend von fünfundzwanzig Jahren bereits angesehenes Mitglied in der Zunft der Marmorbildhauer. Ungeduldig drängte er jeden Passanten beiseite, der ihm im Weg stand. Er war so aufgereggt wie vor seiner ersten Liebesnacht. Denn der Mann, der ihn zu sich gerufen hatte, war kein Geringerer als Maffeo Barberini, der Kardinal, der am heutigen Tag als Urban VIII. den Stuhl Petri bestiegen hatte.

Im Audienzsaal des Papstpalastes herrschte angespannte Nervosität. Prälaten und Bischöfe, Fürsten und Gesandte steckten flüsternd die Köpfe zusammen und schielten gleichzeitig zu der großen Flügeltür am Ende des Saals, in Erwartung, beim Heiligen Vater vorgelassen zu werden. Angesichts ihrer reichen, goldbestickten Gewänder fühlte Lorenzo sich in dem schlichten, schwarzen Habit des Cavaliere di Gesù, das er sonst mit solchem Stolz trug, wie ein Bettler. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich auf einen Stuhl unweit des Ausgangs. Bis die Reihe an ihn kam, würde es wohl Mitternacht werden.

Warum hatte der Papst ihn zu sich gerufen? Er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn kaum hatte er Platz genommen, forderte ein Palastdiener ihn auf zu folgen. Der Lakai führte ihn durch eine Tapetentür und danach durch einen langen, kühlen Gang. Wohin brachte man ihn? Laut hallten die Schritte seiner Stiefel auf dem Marmorboden wider, aber noch lauter klopfte

sein Herz. Er verfluchte seine Aufregung und versuchte sich zu beruhigen.

Plötzlich ging eine zweite Tür auf, und bevor er wusste, wie ihm geschah, stand er vor ihm. Mit einer Verneigung sank Lorenzo zu Boden.

»Heiliger Vater«, flüsterte er, vollkommen durcheinander, während ein Bologneserhündchen an seinem Gesicht schnupperte. Im selben Augenblick begriff er: Der Papst empfing ihn in seinen Privatgemächern, und all die aufgeblasenen Schranzen und Bittsteller da draußen mussten warten!

Eine weiß behandschuhte Hand streckte sich ihm zum Kuss entgegen. »Groß ist dein Glück, Cavaliere, Maffeo Barberini als Papst zu sehen. Aber viel größer noch ist unser Glück, dass der Ritter Bernini unter unserem Pontifikat lebt.«

»Ich bin nur der bescheidenste Diener Eurer Heiligkeit«, sagte Lorenzo und warf den Kopf in den Nacken, nachdem er, wie es das Zeremoniell verlangte, den Fischerring und den Pantoffel des Papstes geküsst hatte.

»Deine Bescheidenheit ist uns bekannt«, erwiderte Urban, während das Bologneserhündchen auf seinen Schoß kletterte, mit einem spöttischen Lächeln in den wachen blauen Augen, um sodann in einen privateren Ton überzuwechseln. »Glaub ja nicht, ich hätte vergessen, wie du bei unserem letzten Ausritt versucht hast, mir davonzugaloppieren.«

Lorenzo entspannte sich. »Das geschah nicht aus Übermut, Heiliger Vater, mein Pferd ging mit mir durch.«

»Dein Pferd oder dein Temperament, mein Sohn? Ich meine mich zu erinnern, dass du deiner Stute die Sporen gabst, statt sie zu zügeln. Aber bitte, steh auf! Ich habe dir nicht den Mantel des Cavaliere umgehängt, damit du mit ihm den Boden wischst.«

Lorenzo erhob sich. Dieser Mann, der gerade doppelt so alt war wie er, hasste zwar falsche ergebenheit, doch noch mehr hasste er es, wenn man ihm nicht auf der Stelle Folge leistete. Lorenzo kannte ihn wie seinen Paten. Seit er mit seinem Vater Pietro die Familienkapelle der Barberini in Sant' Andrea restauriert hatte,

förderte Maffeo ihn in vielfältiger Weise und hatte ihn bei seiner Erhebung in den Ritterstand sogar eigenhändig eingekleidet, als Zeichen der Verbundenheit. Dennoch war Lorenzo in Gegenwart des mächtigen Mannes stets auf der Hut. Denn dessen väterliche Freundlichkeit konnte von einem Moment zum anderen in Zorn umschlagen, und Lorenzo glaubte nicht, dass sich daran etwas geändert hatte, nur weil Maffeo Barberini nun über der hohen, eckigen Stirn die weiße Mitra des Papstes trug.

»Ich hoffe, Ewige Heiligkeit werden auch in Zukunft noch Zeit finden, durch die Wälder des Quirinals zu reiten.«

»Ich fürchte, die Zeit der Ausritte ist vorbei«, seufzte Urban.

»Wie überhaupt die Mußestunden vorerst ein Ende haben. Um mein Amt zu erfüllen, müssen wohl sogar die Oden unvollendet bleiben, die ich unlängst begonnen habe.«

»Das ist ein Jammer für die Dichtkunst«, sagte Lorenzo, »doch ein Segen für die Christenheit. Ich meine«, fügte er schnell hinzu, als Urban irritiert eine Augenbraue hob, »weil Ewige Heiligkeit nun Ihre ganze Kraft in den Dienst der Kirche stellen.«

»Dein Wort in Gottes Ohr, mein Sohn. Und du sollst mir dabei helfen.« Nachdenklich streichelte der Papst den Hund auf seinem Schoß. »Du weißt, warum ich dich zu mir gerufen habe?« Lorenzo zögerte. »Vielleicht, um eine Büste von Ewiger Heiligkeit anzufertigen?«

Urban runzelte die Stirn. »Kennst du nicht den Beschluss des römischen Volkes, nie wieder einem Papst bei Lebzeiten eine Bildsäule zu errichten?«

Alter Heuchler!, dachte Lorenzo. Natürlich kannte er das Gesetz, doch was galt schon ein Gesetz? Päpste waren auch nur Menschen! Laut sagte er: »Ein solcher Beschluss darf für einen Papst nicht gelten, wie Ihr einer seid. Das Volk hat ein Anrecht darauf, sich ein Bild von Ewiger Heiligkeit zu machen.«

»Ich will darüber nachdenken«, erwiderte Urban, und Lorenzo hörte schon die vielen blanken Scudi klimpern, mit denen der Papst ihn beschenken würde. »Ja, wahrscheinlich hast du Recht.

Doch nicht darum ließ ich dich rufen. Ich habe andere Pläne mit dir – große Pläne ...«

Lorenzo horchte auf. Größere Pläne als eine Büste? Was konnte das sein? Vielleicht ein Sarkophag für den verstorbenen Papst? Er biss sich auf die Zunge, um nicht danach zu fragen. Da er wusste, dass Maffeo Barberini gern und ausführlich dozierte, bevor er zum Kern einer Sache gelangte, hörte er also geduldig zu, wie Urban von Dingen sprach, die ihn nicht im Geringsten interessierten: von den dreisten Angriffen, denen die katholische Kirche im Norden des Heiligen Römischen Reiches ausgesetzt war, von den protestantischen Ketzern, die der Teufel Martin Luther angestiftet hatte, Krieg zu führen gegen den allein seligmachenden Glauben, von der bedrückenden Stimmung in der Stadt Rom, von den immer geringeren Einkünften der Staatskasse, von der Misswirtschaft früherer Päpste, vom Niedergang der Landwirtschaft, der Wollproduktion und der Tuchwebereien, von der Gefährdung der Sicherheit durch nächtlich marodierende Banden und der Gefährdung der Moral durch zuchtlose Prälaten – selbst den Gestank in den Gassen und den Unrat in den Bedürfnisanstalten vergaß Urban nicht zu beklagen.

»Du wirst dich sicher wundern«, schloss er endlich, »was all diese Dinge dich angehen, einen Künstler und Bildhauer, nicht wahr?«

»Mein Respekt vor Ewiger Heiligkeit verbietet mir, danach zu fragen.«

Der Papst setzte den Hund auf den Boden. »Wir wollen ein Zeichen setzen«, sagte er, plötzlich wieder ins offizielle Wir des *Pluralis Majestatis* wechselnd und mit so fester Stimme, dass Lorenzo erschrak. »Ein Zeichen, wie die Welt noch keines gesehen hat. Rom soll wieder zu seiner alten Größe gelangen, als Hauptstadt der Christenheit und Festung gegen die Gefahren aus dem Norden. Es ist unser Beschluss, diese Stadt in den Vorgarten des Paradieses zu verwandeln, in ein irdisches Sinnbild von Gottes herrlichem Reich, zum Ruhme des katholischen Glaubens. Kein Stein soll auf dem anderen bleiben, und du, mein Sohn«, fügte er

hinzu und zeigte mit dem Finger auf Lorenzo, »du sollst dieses Werk für uns vollbringen, als der erste Künstler Roms, der Michelangelo der neuen Zeit!«

Urban holte Luft, um ihm seine Pläne zu erläutern. Als er nach über einer Stunde mit seiner Rede zu Ende war, sauste es in Lorenzos Ohren, und ihm war so schwindlig, dass das Gesicht des Papstes vor seinen Augen verschwamm. Fast wünschte er, dass diese Unterredung nicht stattgefunden hätte.

Denn hier ging es nicht um ein paar Scudi und ein bisschen Ruhm. Hier ging es um die Ewigkeit.

2

»Was für ein Abenteuer, William! Wir haben es geschafft – wir sind in Rom!«

»Abenteuer? Wahnsinn ist das! Oh, du mein Gott, warum bin ich nicht in England geblieben? Wehe, wenn der Spitzbube merkt, dass unsere Pässe hier gar nicht gelten.«

»Wie soll er denn? Der kann doch gar nicht lesen! Er hält die Papiere ja auf dem Kopf!«

Die untergehende Abendsonne tauchte die Porta Flaminia, das nördliche Stadttor von Rom, in goldgelbes Licht, während zwei Briten Einlass verlangten: der eine ein auffallend hübscher blutjunger Mann, dem breitkrepfigen Hut und selbstbewussten Auftreten nach von adliger Herkunft, der andere, William genannt, ein hoch gewachsener, knochiger Hagestolz mit roter Hakennase und sicher dreimal so alt wie sein Begleiter, dem er in offenbar dienender Funktion zugeordnet war. Die zwei waren von ihren mit Taschen und Säcken bepackten Pferden abgestiegen, denn ein Leutnant der *gabella*, ein Zolloffizier mit so gewaltigem Schnauzbart, dass dieser dem Federbusch an seinem Helm kaum nachstand, verbaute ihnen den Weg. Mit ebenso

wichtiger wie verständnisloser Miene prüfte er die Pässe, ohne die niemand in die Stadt hineindurfte, während zwei Soldaten das Gepäck auf zollpflichtige Einfuhren durchsuchten. Mit gelangweilter Dreistigkeit öffneten sie die Satteltaschen, wühlten in den Mantelsäcken und schauten sogar unter den Schweifen der Pferde nach, ob sich darunter noch etwas anderes als die Arschfurche der Tiere verbarg.

»Wie lange bin ich nun schon Ihr Lehrer und Tutor?«, fragte der Ältere seinen jungen Herrn, während der Zolloffizier ihre Papiere wütend zusammenfaltete. »Aber das ist das Schlimmste, was Sie mir je angetan haben: In die Hauptstadt der Papisten reisen, gegen das Verbot des Königs! Wenn uns Landsleute entdecken und beim Gesandten anzeigen, können wir nie wieder zurück in die Heimat. – He, du Bandit, lässt du das wohl sein!« Erboßt mit den Armen fuchtelnd, stellte er sich dem Zolloffizier entgegen, der sich gerade anschickte, den Leib seines Schützlings abzutasten.

»Keine Sorge, William, ich weiß ja, wonach er sucht«, sagte der junge Herr auf Englisch, und an den Offizier gewandt fügte er in fast akzentfreiem Italienisch hinzu: »Wie viel verlangst du, damit wir passieren dürfen?«

Zu seiner Verwunderung würdigte der Offizier ihn keines Blickes, sondern fuhr barsch zu William herum.

»Ausziehen!«

Obwohl auch William der italienischen Sprache mächtig war, verstand er nicht gleich.

»Ausziehen!«, wiederholte der Offizier, und noch während er sprach, begann er ohne Rücksicht auf Knöpfe und Nähte William die Kleider vom Leibe zu reißen.

»Ich protestiere im Namen des Königs von England!«, rief William mit zitternder Stimme, während die Passanten sich lachend nach ihm umdrehten und zuschauten, wie er versuchte, seine Blößen zu bedecken.

»Und jetzt du!«, herrschte der Offizier den jungen Herrn an.
»Leibesvisitation!«